

Markus Till:

Zeit des Umbruchs

Wenn Christen ihre evangelikale Heimat verlassen

Holzgerlingen (R. Brockhaus)

2019

geb., 253 Seiten

ISBN 978-3-417-26880-5

€ 16,99

Um es gleich vorweg zu sagen: Ich halte Markus Tills Publikation für eine fulminante Neuerscheinung, die den Einbrüchen der liberalen Theologie in die evangelikalen Kreise hervorragend die Stirn bietet. Tills Kernaussage ist folgende: Allen strittigen Fragen – ob leibliche Auferstehung Jesu, Jesu Sühnungstod oder die Frage nach der Bewertung von gelebter Homosexualität – geht die Schriftfrage voraus, die Frage, ob das Selbstzeugnis der Bibel und ihr Anspruch, Offenbarung Gottes, irrtumslos und autoritativ zu sein, stimmt oder nicht.

Befremdlich ist für mich – aber das kann man nicht dem Autor anlasten –, dass sein Buch im selben Haus erschienen ist wie die Bücher, die wie das von Torsten Hebel so starke Verwirrung in den behandelten Fragen gestiftet haben. Dass ein Verlag Bücher herausbringt, die sich diametral widersprechen, ist aber vermutlich Ausdruck des postmodernen Mindsets und der Auflösung des Wahrheitsbegriffs bei den verantwortlichen Herausgebern, wogegen Markus Till in seinem Buch so treffend anspricht.

Mir gefällt es sehr gut, dass Till einfühlsam der Frage nachgeht, wieso so viele vormalig bibeltreue Christen »Worthaus« und »Hossa-Talk« verfallen sind und deren Angriff auf ihr vormaliges Schriftverständnis als persönlichen Befreiungsschlag feiern (46f.). Als jemand, der selbst gegen die gesetzliche Verengung einer Glaubensgemeinschaft angeschrieben hat, kenne ich die Versuche, von solchen Postevangelikalen vereinbart zu werden. Till weist dar-

auf hin, dass diese Christen zuvor möglicherweise durch gesetzliche Strenge »bei der Stange gehalten« worden und nie zur Freiheit eines Christenmenschen durchgedrungen sind. Solchen Verprellten einen Weg in die christliche Freiheit zu weisen, ohne sie um ihr wertvolles bibeltreues Schriftverständnis und den Wahrheitsbegriff zu bringen, halte ich für das große Verdienst dieses Buches.

Mit viel Sensibilität geht Till auch der Frage nach, warum Postevangelikale ihre neuen Überzeugungen nunmehr oft so vehement vorbringen, und kommt zu dem Schluss, dass sie – trotz anderslautender Äußerungen – vermutlich froh seien, nach einer Phase der Ungewissheit wieder Boden unter den Füßen gewonnen zu haben (51f.).

Da Till promovierter Natur- und kein Geisteswissenschaftler ist, sieht man ihm einige Topoi nach, etwa wenn er unkritisch behauptet, es habe noch nie einen so rasanten Wandel wie den gegenwärtigen gegeben (7), oder wenn er unkritisch Mangalwadis positiver Bewertung des kulturellen Erfolgs des Christentums beipflichtet (64) und dabei wie dieser übersieht, dass gerade die konstantinische Wende und das Bellen-Wollen mit den großen Hunden der Todesstoß für das Evangelium und die rettenden Botschaft Jesu war.

Brillant ist Till hingegen, wenn es darum geht, den Einfluss des Christentums auf die Entstehung der modernen Naturwissenschaften nachzuzeichnen (71) oder die Evolutionstheorie zu widerlegen. Seine Kritik an ihr könnte lakonischer und grundsätzlicher nicht

sein: Aus dem epistemischen Reduktionismus und methodischen Atheismus, der sich mit der Beschaffenheit der Welt, ihrem Wie, befasste, sei unzulässigerweise ein ontologischer geworden, der auch nach dem Ursprung der Welt, ihrem Woher, frage, ohne Gott in seine Überlegungen miteinzubeziehen. Die Geschichte Günter Bechlys war für mich neu und hat mich sehr berührt (75).

Till referiert Gerrit Hohages sehr überzeugende Kritik an Hempelmans Mindset-Theorie, womit dieser das Phänomen der Postevangelikalen zu erklären versucht: Nicht jeder, der am Wahrheitsbegriff festhalte, sei deswegen prämodern, und zugleich könne man in Bezug auf Frömmigkeitsstile progressiv sein. Vor allem aber verbiete es sich, theologische Fragen soziologisch zu beantworten (78–82).

Ausgezeichnet gelingt es Till auch, an mehreren Stellen im Buch verstreut das Verhältnis von »Tun und Lehren«, von Diakonie und Mission, zu definieren. Pointiert schreibt er, dass er davon überzeugt sei, »dass es kein wirksameres Programm zur Linderung der Not der Menschheit gibt als die Verkündigung des Evangeliums und der Ruf zur Umkehr zu Jesus Christus« (64; vgl. auch 111 u. a.).

Till übt pointiert Kritik an der »progressiven Theologie« der Postevangelikalen. In diesem Zusammenhang hätte es sich angeboten, auch das Konzept der kulturellen Kontextualisierung einmal kritisch unter die Lupe zu nehmen.¹ Für mich ist dieses Desiderat des Buches eine Aufforderung, intensiver darüber nachzudenken,

wie eine bibeltreue Kontextualisierung auszusehen hätte – Ansätze dazu finden sich schon bei Till (vgl. 83, 110, 140). Als Dispensationalist wäre ich vor die Aufgabe gestellt, zu überdenken, wie eine heilsgeschichtliche Kontextualisierung aussehen könnte, d. h. eine, die dem Offenbarungsfortschritt von Heilszeit zu Heilszeit Rechnung trägt, ohne wie die Postevangelikalen der Bibel sich widersprechende Gottesbilder zu unterstellen!

Fragen offen lässt Tills Kirchenbegriff. Während er zu Anfang klarstellt, dass für ihn Kirche die Gemeinschaft der Glaubenden ist (18), spricht er im Verlauf des Buches doch von der Liebe zu »seiner Kirche« (55) und dem Verlust ihrer Mitgliederzahlen (203f.), um sich dann aber doch zu besinnen, dass dies möglicherweise zurück zur Anfangszeit der Christenheit führe und als Chance zu begreifen sei (235f.). Hier hätte man sich eine ausgereifere Ekklesiologie gewünscht, die deutlich macht, dass Kirche allein aus von Neuem geborenen Gläubigen besteht und dies auch auf der Ebene der Ortsgemeinde konkret zum Ausdruck kommen muss. Sich von der Idee eines »corpus permixtum« zu trennen würde zweierlei bedeuten, und vielleicht scheut Till diese Kosten:

Zum einen würde sie eine klare Dichotomie voraussetzen. Es gibt aus der Sicht der Bibel nur zwei Gruppen von Menschen – errettet oder verloren! Das ist inzwischen die entscheidendere Unterscheidung, die angesichts des Einzugs der Bibelkritik an vormalig bibeltreue Ausbildungs-



stätten noch wichtiger ist als die Unterscheidung zwischen evangelikaler und Universitätstheologie. Leider versäumt Till es, von der Bibel her zu definieren, wann ein Christ ein Christ ist, und er folgt der unkritischen Definition von »Open Doors« (234). Mit anderen Worten: Die Unterscheidung zwischen Rand- und Kernthemen reicht nicht, das Buch hätte auch einer Definition von Häresie bedurft.

Zum anderen müsste man sich vermutlich einer bitteren Wahrheit stellen, die auszusprechen sich auch so viele gläubige Pfarrer, die in der evangelischen Kirche verharren, schwertun – dass sie eigentlich dem Ruf von 2Kor 6,17 Folge leisten müssten: »Darum geht aus ihrer Mitte hinaus und sondert euch

¹ Ich halte dieses Konzept für einen klassischen, relativ simplen Zirkelschluss: Der Exeget legt fest, was er für kulturell bedingt hält und was nicht, und mit diesem Argument fordert er dann die »kultursensible« Exegese, d. h. Preisgabe als Norm.

ab, spricht der Herr, und rührt Unreines nicht an, und ich werde euch aufnehmen.»

Das siebte Kapitel behandelt ein Problem, das mich auch schon lange umtreibt, nämlich wie man Randthemen und Fragen der Form von Fragen, in denen es um die allgemeingültige Wahrheit geht, unterscheiden kann. Dass um diese Unterscheidung innerhalb der Brüderbewegung nicht ausreichend gerungen wurde, ist m. E. der Grund dafür, dass aus dieser Bewegung ein Monument werden konnte. Allerdings erklärt Till die Frauenfrage kurzerhand zum Randthema, zu dem die Bibel nicht eindeutig sei (196f.). Allein der Verweis auf 1Kor 14,37 macht aber klar, dass die Frauenfrage unmittelbar mit der Schriftfrage zusammenhängt, was übrigens die »Worthaus«-Vertreter sehr wohl wissen, wenn sie Ulrich Parzany und »Bibel und Bekenntnis« gerade diese Inkonsequenz vorwerfen!

Dass sich die Schriftfrage angesichts der Annäherung von Evangelikalen und Katholiken im Rahmen der MEHR-Konferenz stellt, die Till positiv bewertet, ist ihm bewusst (224f.). Die m. E. mindestens genauso schwerwiegende und nach wie vor trennende Frage nach der Rechtfertigung lässt Till hingegen unerwähnt. Was die Annäherung zwischen Charismatikern und Evangelikalen betrifft – die charismatische Bewegung genießt im gesamten Buch aufgrund Tills eigener Prägung Weltpenschutz –, gibt Till zu bedenken, dass dies nur möglich gewesen sei, weil falsche Lehren der Charismatik überwunden worden seien

(226). Zuzustimmen ist Till auch bei der grundlegenden Feststellung, dass man zwar am Wahrheitsbegriff festhalten müsse, aber keinen Besitzanspruch auf die Wahrheit stellen dürfe, weil unser Erkennen der Wahrheit Stückwerk bleibe, wie Paulus in 1Kor 13 anmerkt (192).

Erfreulich deutlich sind Tills Ausführungen zur Sühnetheologie, die die Postevangelikalen vertreten, wonach weder Gott ein Opfer nötig noch Jesus den Zorn Gottes über die Sünde zu erleiden hatte (88–90, 124–135). Till ist sich bewusst, dass der Gedanke der Stellvertretung dem modernen Menschen schwer zugänglich ist, und so wendet er in Kapitel 5 große Sorgfalt auf, um den Satisfaktionsgedanken zu vermitteln; treffend kommt er dabei auf Jom Kippur, den großen Versöhnungstag von 3Mo 16, zu sprechen oder auch auf die christologische Bedeutung von Jes 53. Ein ergänzender Gedanke: Wer behauptet, die Vorstellung, dass Gott eines stellvertretenden Opfers bedarf, sei eine heidnische, dem sei entgegnet: Umgekehrt wird ein Schuh daraus! In diesen paganen Kulturen hat sich – im Unterschied zur liberalen Theologie – noch der Gedanke erhalten, dass ein Gott über Sünde zürnt. Das Unerhörte am Gott der Bibel ist vielmehr, dass er in die Welt kommt, um die Strafe selbst zu zahlen. Till bringt es auf den Punkt: »Das Glattbügeln der Kreuzestheologie und unseres Gottesbildes raubt dem Evangelium zwar den Anstoß, aber auch seine erneuernde Kraft und Dynamik. Aus evangelikaler Sicht bleibt deshalb die biblische Lehre absolut unaufgebbar, dass das Kreuz nicht nur für uns Men-

schen notwendig war, sondern auch, um dem heiligen Charakter Gottes Genüge zu tun« (134).

Auch an dieser Stelle wäre es m. E. ratsam gewesen, einmal den Fokus auf Theologen zu richten, die durchaus nicht zu den Postevangelikalen zu rechnen sind, aber die Sühnetheologie auf ganz ähnliche Weise umdeuten und – akademisch verbrämt – relativieren. So mutet es absurd an, dass Hans-Joachim Eckstein nach wie vor das Vertrauen selbst konservativster evangelikaler Verleger genießt oder auf der »Jumiko« in Stuttgart neben so profilierten Glaubensmännern wie Ulrich Parzany und Winrich Scheffbuch auf der Rednerliste erscheint. Die dringend gebotene Kritik an Eckstein wird allerdings zumeist von Calvinisten vorgetragen, die ihrerseits manchmal über das Ziel hinausschießen. Eine sorgfältige Unterscheidung von Sühnung und Stellvertretung, die leider keine der beiden Seiten vornimmt, könnte ein wertvoller Beitrag der »Brüder« in dieser Debatte sein, zu deren wertvollen Einsichten diese Unterscheidung ja seit jeher gehört.

Postevangelikale behaupten, Jesus selbst habe seinen Tod nicht als stellvertretendes Opfer gesehen und Aussagen, die in diese Richtung weisen, seien ihm nachträglich in den Mund gelegt worden. Zu Recht stellt Till auch in diesem Zusammenhang eine Verbindung zur Schriftfrage her, denn die Frage, die sich auch hier stellt, ist folgende: Ist die Bibel ein Reden Gottes oder ein Reden über Gott? Auch wenn Markus Till sich aus unerklärlichem Grund an keiner Stelle des Buchs explizit zur aus meiner Sicht un-

übertroffen präzisen Chicago-Erklärung bekennt, schreibt er völlig zutreffend in Anlehnung an Gerhard Maier, die Gretchenfrage sei die Schriftfrage (142 u. 153). Aber auch wer wie Eckstein in abgeschwächter Form von einer Entfaltung des Sühnedankens durch die ersten Christen spricht, suggeriert einen »Ostergaben« und redet einer redaktionellen Bearbeitung der biblischen Texte das Wort, die es in historisch-kritischer Arbeit zu analysieren gilt!

Als sehr ausgewogen empfinde ich Tills Überlegungen dazu, wie man einerseits an der reformatorischen Errungenschaft festhalten kann, wonach jeder Laie die Bibel lesen darf und soll und auch hermeneutisch kompetent ist (109), zugleich aber auch Expertenwissen wertschätzen sollte (168f.). Aus dem Herzen spricht mir ferner Tills Plädoyer, dass Christen Konflikte wie die im Buch behandelten nicht scheuen müssten, wie das oft mit einem fehlgeleiteten Verständnis von Frieden suggeriert werde (159). Damit korrespondiert auch Tills Plädoyer, die Disziplin der Apologetik wieder wertzuschätzen und sich von einem schwärmerischen Antiintellektualismus zu distanzieren (220–223). Hüten sollten sich Christen jedoch bei der Auseinandersetzung mit anderslautenden Auffassungen vor Strohmännern (82) und dem Unterstellen von Motiven oder dem Entwerfen eines Psychogramms beim Gegner (162). Zuweilen sei es geboten, getrennte Wege zu gehen und dem Rat Gamaliels zu folgen (171; vgl. Apg 5,38f.). Auch sehr lesenswert sind seine Anmerkungen zur »Scheinidentität«, die

allein auf Abgrenzung und Überlegenheit beruhe, und die Erinnerung an Spurgeon, der davor warnte, dass ohne den Geist Gottes selbst die Wahrheit zum Eisberg werden könne (173). Notwendig sei es, dass jeder Christ an die »Quelle der Vaterliebe Gottes« angeschlossen werde; nur das helfe bei einem Mangel an Selbstwert und angesichts von Verletzungen (212f.). Völlig einverstanden bin ich auch mit seinen Ausführungen zu dem, was ich in Anlehnung an Paul Kirchhof »Freiheitsvertrauen« nennen würde (174f.), und seiner wichtigen Unterscheidung von Meinungs- und Gewissensfragen (176). Seine Warnung, dass Abschottung angesichts der Digitalisierung nicht länger funktioniere (182), ist ebenso triftig wie sein Vorschlag, in der Digitalisierung eine ebenso große Chance für die Verbreitung des Evangeliums zu sehen, wie es die Erfindung des Buchdrucks für die Reformation gewesen sei (230f.).

Durch den Heiligen Geist besitze jeder Christ den wirksamsten Schutz sowohl davor, gesetzlich eng zu werden, wie davor, in einen Antinomismus abzugleiten (220). Wie schon zu Zeiten Josias beginne jede Erweckung mit einer Wiederentdeckung der Schrift (155). Vor Gott stille werden (205), regelmäßig in der Bibel lesen (207) und das Gebet – und zwar vor allem Anbetung, wo wir nicht die Hand Gottes, sondern sein Angesicht suchen (209) – sind Tills nicht neue, aber nicht minder herausfordernde Empfehlungen am Schluss des Buches.

Mich hat ein Brief, den ein Student an Francis A. Schaeffer rich-



tete, vor einiger Zeit sehr berührt. Darin schreibt der Student, dass viele junge Leute aus frommen Familien in die Fänge der liberalen Theologie geraten seien, weil man sie nicht darüber aufgeklärt habe, was die absoluten Maßstäbe des Wortes Gottes und was lediglich Überbleibsel aus der Zeit des Viktorianismus seien. So hätten seine Kommilitonen geglaubt, die kleinbürgerlichen Normen und den Viktorianismus nur hinter sich lassen zu können, wenn sie auch die absoluten Maßstäbe des Wortes Gottes aufgäben und die Orthodoxie verließen. Schaeffer mahnt eindringlich, das Haus aufzuräumen, statt es niederzubrennen.² Markus Till ist diesem Aufruf gefolgt und hat mit seinem Buch seinen Beitrag zu den Aufräumarbeiten geleistet!

Marcel Haldenwang

² Vgl. Francis A. Schaeffer: *Gott ist keine Illusion. Ausrichtung der historischen christlichen Botschaft an das zwanzigste Jahrhundert*, Wuppertal 1971, S. 181.